

# Nature & Politics



D. Graham Burnett

Drei Ansätze zur psychotischen  
Betrachtung der Fotografien von Thomas Struth



I.

Im Herbst 1989 (ich war 19 Jahre alt) verbrachte ich mehrere Tage damit, nach einer unglückseligen und unbeabsichtigten Überdosis Drogen wieder zu meinem früheren Selbst zurückzufinden und der Welt, wie ich sie in Erinnerung hatte. Es war eine sehr verwirrende Zeit. Am schlimmsten war wohl das nackte Entsetzen – der Wirrwarr der Worte, die unausgefüllten Stunden, die leeren Gesichter –, das mich an einem hellen und etwas trüben Morgen überfiel, nachdem ich wie ein Toter geschlafen hatte und in einem äußerst bequemen Bett aufwachte, das unter den Fenstern an der Ostseite eines Raumes stand. Einerseits wachte ich eigentlich mehrfach auf – viele Male hintereinander. Andererseits erlebte ich den Versuch, das Bewusstsein wiederzuerlangen, als unfassbar befremdlich, denn ich war nicht ich, als mir das erste Licht des Tages in die Augen schien. Ich war unerklärlicherweise *die Brooklyn Bridge*. Wirklich. Ich war die Brücke. Die Brücke war ich. Mein Wesen und ihr Wesen waren im Verlauf wirrer Träume und einer unschlüssigen Vertrautheit mit den Gedichten Hart Cranes miteinander verschmolzen. Meine besorgte Freundin hatte mich am Abend zuvor auf dem Rückweg von Brooklyn (zitter, zitter ...) begleitet. Sie wollte mich auf der Hälfte des Weges nicht stehen lassen. Eigentlich hatte ich auch nicht vor, die Brücke auf diese Weise zu verinnerlichen, mich taumelnd in ihren Schutz zu begeben, dieser etwas groß geratenen Harfe mit ihren hoch aufragenden Stahlseilen, die straff zwischen den steinernen Pfeilern gespannt sind.

Die Trennung, meine Wiederherstellung von »ihr« zum »ich«, ging nur sehr langsam voran. Zunächst ein Prozess der Wahrnehmung, dann der Sortierung von Ungereimtheiten: meinem Auge ganz nah das Kissen (nicht das kalt schwappende Wasser an der Mündung des East River); um mich herum Innenraumluft (was sich mit meiner Vorstellung von mir selbst als Teil der Skyline nicht in Übereinstimmung bringen ließ); sich selbst zu sehen – überhaupt diese visuelle Bewusstheit – schien völlig fehl am Platz (für eine augenlose Konstruktion aus Mauerwerk und einer Eisen-Kohlenstoff-Legierung, wie ich eine war). Besonders irritierend war meine offenkundig kompakte Beschaffenheit. Mein Körper erlaubte nicht, dass der vom Meer kommende Wind durch meine Abspannleinen und schräg gespannten Seile pfliff. Vielmehr sprach alles dafür, dass ich eine halbwegs lebendige, plumpe Masse mit bescheidenen Dimensionen war (wie ich während der Erkundung meiner Architektur in der reglosen Selbstbeobachtung rein leiblicher Bewusstheit erkannte) – fleischig, dicht, keine angrenzenden Ufer.

Es ist praktisch unmöglich zu vermitteln, wie bizarr es sich anfühlt, sich selbst (langsam, blinzelnd) auf diese Weise wahrzunehmen. Zudem lässt sich kaum in Worte fassen (denn der Grammatik der Sprache sind Subjektposition und Objektstatus tief eingeschrieben), wie sonderbar die Entdeckung war, dass ich in gewissem Sinne tatsächlich *ich selbst* war. Wieso war ich so sicher gewesen, etwas völlig anderes zu sein? Wie konnte ich so derart fehlgeleitet sein?

Nach der Erfahrung, dass etwas, woran man keinerlei Zweifel hegte, sich mit einem Mal als falsch herausstellt, scheint es kaum möglich, die Kategorien »sicher« und »falsch« wiederzuerlangen. Und ehrlich gesagt auch nicht die Kategorien Subjekt und Objekt.

Ich befreite mich von dieser blauäugigen Vision. Es dauerte einige Stunden. Aber es gelang. Seither bin ich ziemlich normal – keine psychotischen Episoden, keine Rückfälle, die irgendwelche Maßnahmen erforderten, keine auffälligen Vorkommnisse mangelnden Selbsterkennens. Es sollte jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass mich nach wie vor das Gefühl einer unbezwinglichen körperlichen Vertrautheit mit der Brooklyn Bridge verbindet. Während ich sie passiere, sei es an Bord der Fähre, in einem Taxi auf dem FDR Drive oder in einem Flugzeug im Anflug auf JFK, befällt mich diese eigentümliche Mischung aus Verlegenheit und verworfener Sinnenlust (das Abwenden des Blicks, eine Haltung schicklicher Rechtschaffenheit, das leichte Zittern unterdrückten Verlangens), wie sie wohl eine französische Provinz-Nonne im 17. Jahrhundert empfunden haben muss, wenn sie die Kutsche eines moralisch freidenkenden Barons vorbeiziehen sah, mit dem sie einst eine kleine Jugendsünde begangen hatte.

•

Das soll heißen, einige der Fotografien von Thomas Struth erlebe ich wie Flashbacks. *Semi Submersible Rig*, *DSME Shipyard*, *Goje Island 2007* zum Beispiel dokumentiert für mich den langsamen Prozess, in dem wir uns (wenngleich unvollkommen) von Objekten befreien, mit denen wir mitunter beunruhigend zusammengeschweißt sind.

Meningitis verursacht hohes Fieber. In meinem Fall war es so hoch, dass es eine meiner frühesten Erinnerungen in mir wachrief: Meine Mutter hält mich in ihren Armen, während ein Hubschrauber, an den ich durch eine lange Schnur angebunden bin, uns langsam auseinanderzuziehen versucht. Eine Halluzination natürlich – ich muss vier oder fünf Jahre alt gewesen sein und krank. Zurück im Krankenhausbett (ich wartete auf eine anstehende Lumbalpunktion), überkam mich das Gefühl, ich würde ebenso von mir selbst wie von jemand anderem weggezogen. Der Unterschied war weniger deutlich als man denken möchte. Der Hubschrauber wirkte jedoch sehr echt – und mit seinem Erscheinen ging wiederum ein eigenartiges Gefühl einher, dass ich selbst ihn flog, obwohl er von weitem an mir zerrte.

Umso größer war mein Erstaunen, als ich später folgende Beschreibung las, die zwei portugiesische Forschungsreisende in den späten 1870er Jahren verfasst hatten, während sie Landstriche des heutigen Angola und Mosambik bereisten:

Bei diesem Anlass hatten wir eine solch außergewöhnliche Empfindung, dass wir sie hier unbedingt festhalten müssen. Während wir unter diesem hohen Fieber litten, schien es uns, vor allem als es seinen höchsten Punkt erreichte, als bestehe unsere jeweilige Individualität aus zwei unterschiedlichen Wesen. Wir hatten das Gefühl, als läge eine andere Person mit uns im Bett, wobei wir den Krankheitsverlauf in beiden Körpern verfolgten und unseren Gedanken flüsternd Ausdruck verliehen: »Dieser Bursche hier auf der rechten Seite schwitzt ja ganz schön!« oder auch: »Ich glaube, meinem Freund hier zur Linken geht es erheblich schlechter.«

Es war keine vollständige Halluzination, denn während wir (wenn auch nur mühsam) unsere Gedanken ordneten, murmelten wir immer wieder: »Ich muss unbedingt dieses *Doppeltsein beenden*.« Auch wenn wir die Subjektivität dieser Form von Dualität im Verhältnis zu äußeren Objekten feststellten, empfanden wir die Aufhebung dieses Doppeltseins nicht als notwendig.

Bei den Verfassern handelt es sich um Hermenegildo Capelo und Roberto (»des Teufels«) Ivens, die diese Erfahrung in ihrem Expeditionsbericht *From Benguela to the Territory of Yacca* (1882) festhielten. Abgesehen davon, dass die Lektüre eines so eigentümlichen Berichts der Selbstaufspaltung etwas befremdlich ist, bemerkt man sofort, wie dezidiert die Autoren darauf hinweisen, dass es sich hier keineswegs um einen Fall von »Doppeltsehen« (wo die Objekte der Welt neben ihrem geisterhaften Doppelgänger erscheinen) handele, sondern vielmehr um eine »doppelte Visualisierung« (bei der der Sehende abwechselnd eine Verschiebung des Selbst in die eine oder andere zwillingshafte Wesenheit erlebt). Entweder man fliegt den Hubschrauber oder man ist mit dem Ende der langen Schnur verbunden. Aber es gibt nur einen Hubschrauber. (Oder vielleicht auch nicht.)

Capelo und Ivens haben das Erlebte nach überstandenem Fieber näher ausgeführt. Wie sie schließlich begründen, warum sie das Erlebte nicht weiter untersuchen wollten, ist höchst interessant:

Nachdem wir uns wieder bester Gesundheit erfreuten, erinnerten wir uns häufig an diesen seltsamen und unnatürlichen Zustand und fragten uns, wie er sich wohl erklären ließe. Der Umstand, dass wir mit einer gewissen Anstrengung in der Lage gewesen waren, unsere Gedanken zu ordnen, wies darauf hin, dass dieser höchstwahrscheinlich durch eine zerebrale Anämie ausgelöste Zustand nicht mit einem Delirium vergleichbar war; da das Phänomen aber so schwierig zu beschreiben war, gaben wir unsere Versuche irgendwann auf und beschlossen, uns zu *verdoppeln oder entdoppeln, wenn wir bei Verstande waren* [eigene Hervorhebung].

Vielleicht ist es in der Tat besser, nicht weiter darüber nachzudenken.

Der irische Arzt und Philosoph William Wotherspoon Ireland (dem in der Schlacht von Najafgarh ein Schuss einmal quer durch den gesamten Schädel gegangen war) behauptete auf Basis des Berichts von Capelo und Ivens über ihre wahnhaftige Aufspaltung, dass Persönlichkeitsaufspaltungen auf verzögerte sensorische Reaktionen in einer der beiden Gehirnhälften zurückzuführen sein können. Der bedeutende deutsche Anthropologe Johannes Fabian hingegen hat in seinem großartigen Essay über die erkenntnistheoretische und ethnografische Bedeutung des Wahnsinns (*Out of Our Minds: Reason and Madness in the Exploration of Central Africa*, 2000) die gleiche Passage herangezogen, um seine etwas kuriose Behauptung zu untermauern, der Versuch, objektiv zu sein, könne uns schnell in einen Zustand völliger geistiger Umnachtung stürzen.

Das soll heißen, einige der Fotografien von Thomas Struth erlebe ich wie Flashbacks. *Figure II, Charité, Berlin 2013* zum Beispiel befördert mich auf beunruhigende Weise in die Position des Hubschrauberpiloten, während ich mich langsam von einem Körper entferne, mit dem ich durch eine unwillkommene Nabelschnur verbunden bin.

### III.

In einem Hotel in Bombay, dessen Pracht schon etwas verblichen war (die langen Flure rochen muffig nach Schimmel und die karmesinroten Vorhänge hatten schon bessere Tage gesehen), hatte mich ein großgewachsener Amerikaner mit kurz geschnittenem weißem Haar und dem schlaksigen Gang eines geübten Flaneurs angesprochen. Er stellte Fragen. Die erste, völlig unverfängliche Frage betraf meine Kamera: Ob ich mit dem Objektiv zufrieden sei?

Ja, versicherte ich, es erfülle seine Funktion. (Der Ton: nichtssagendes Geplänkel, ein indifferenter Austausch von Höflichkeiten.)

Vielleicht war es die übertriebene Beflissenheit in seinem Verhalten, die mir spontan Unbehagen bereitete. Zudem kam er immer näher. Ich stand vor der Tür meines Zimmers in diesem ewig langen Flur, den Schlüssel in der Hand, und fühlte mich plötzlich irgendwie ausgeliefert – geradezu wehrlos. Das war mein Zimmer. Ich hatte keinen anderen Ort, wo ich hingehen konnte. Und diese Person wusste nun genau, wo ich nächtigen würde.

Und mein Hemd?, fragte er weiter. Ob ich es im Basar gekauft oder mitgebracht hätte?

Er war ausgesprochen freundlich (eine aalglatte, unnahbare Höflichkeit) und verströmte den leutseligen Charme eines Yankee-Pfarrers, dabei beugte er sich mit seinen großen Ohren höflich zu mir herunter, um besser hören zu können. Vielleicht war dieser Vorfall nicht der erste dieser Art, oder es war meine erschrockene Miene, die einen Hotelpagen (in seiner lachhaften Livree) ganz am Ende des Flurs auf seinem Weg zwischen zwei Zimmern veranlasste, stehenzubleiben und uns aufmerksam zu beobachten. Er hielt einen Stapel Handtücher in den Armen und sah aus der Entfernung, im Fluchtpunkt der parallel verlaufenden Sockelleisten, winzig aus.

Das Hemd hätte ich in Kanpur erworben, erklärte ich. Noch gab es ja keinen hinreichenden Grund, diese harmlose Plauderei mit einem Fremden abubrechen. Dieses zielgerichtete Eindringen in meine Einsamkeit und Autonomie war im Prinzip nichts Unrechtes, und doch war etwas an dieser Situation ganz und gar nicht in Ordnung. Er kam noch einen halben Schritt näher (freundlich, freundlich), legte Daumen und Zeigefinger nachdenklich ans Kinn und fragte mich, ob ich die Beleuchtung in unserem Hotel nicht auch *seltam* fände.

Er blickte nach oben, als wolle er den nicht vorhandenen Kronleuchter einer Prüfung unterziehen.

Er stand nun sehr nah.

Ich wich nicht zurück, erhob aber meine linke Hand zwischen uns. »Ich kenne Sie nicht«, sagte ich nachdrücklich und laut genug, damit meine Stimme noch am Ende des Flurs zu hören war. »Geht es Ihnen nicht gut? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Ein Patt.

Der Grad seiner Unzurechnungsfähigkeit offenbarte sich in seiner absoluten Gleichgültigkeit angesichts meiner spürbaren Skepsis und lautstarken Nachfrage. Er war völlig ungerührt. Und er bewegte sich nicht vom Fleck. Es war, als hätte ich gar nichts gesagt. Mit kritischem Blick betrachtete er weiterhin die Decke. Der Hotelpage jedoch war aufgrund meiner erhobenen Stimme wieder in den Flur getreten und verfolgte das Geschehen aufmerksam – er stand reglos und mittlerweile ohne Handtücher da. Keiner bewegte sich, bis mein unliebsamer, verrückter Gesprächspartner die Stille beendete. Er drehte sich zum Pagen um und rief den Flur hinunter: »Kein Grund zur Beunruhigung, wir unterhalten uns nur. Dieser Mann und ich führen lediglich ein *Gespräch*. Ein Gespräch auf *Englisch*.«

Er wandte sich wieder mir zu und erklärte in herablassendem Ton: »Ich spreche mit ihm auf Hindi, *einer Sprache, die Sie nicht verstehen*.«

Einen kurzen bangen Moment war ich mir nicht mehr sicher, welche Sprache ich eigentlich sprach.

•

Das soll heißen, einige der Fotografien von Thomas Struth erlebe ich wie Flashbacks. Die Szenerie von *Hushniya, Golan Heights 2011* zum Beispiel wirbt um mich und führt eine Zeit lang ein unbeholfenes Gespräch mit mir, um daraufhin in scharfem Ton zu sagen: »Ich spreche mit dieser Kamera in der Sprache des Lichts – *einer Sprache, die du nicht verstehst*.«